

Die Seite der Frau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **34 (1959)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Seite der Frau

Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende!

Da wir uns in einem Schiller-Jubiläumsjahr befinden – wir feiern die Wiederkehr seines 200. Geburtstages –, drängt es sich auf, ihn zu zitieren. Zwar vermag ich beim besten Willen nicht viel Bemerkenswertes an der obigen Sentenz zu entdecken. Stammte sie von mir, so wäre sie der Vergessenheit anheimgefallen, und die Welt hätte deshalb keinen großen Verlust erlitten. Wenn man aber berühmt ist, wird eben unter Umständen auch einem eher banalen Ausspruch eine gewisse Bedeutung beigemessen. Item, sei dem wie immer, jedenfalls ist mir vom Don Carlos, den wir seinerzeit in der Schule monatelang durchhackerten, außer den bewußten Tagen in Aranjuez nur noch der Satz: «Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!» haften geblieben, und erst noch dünkt es mich hinterdrein, er hätte besser gelautet: «Geben Sie Redefreiheit!» Bekanntlich kann nämlich selbst ein Despot oder Diktator das Denken nicht unterbinden. Beim Äußern rebellischer Gedanken liegt der Fall je nach der historisch-politischen Situation natürlich etwas anders.

Ich gebe gerne zu, daß der Ertrag der ausgiebigen Anstrengungen unserer Lehrkraft, mich klassisch zu bilden, ziemlich dürftig anmutet. Zwei Sätze bloß aus einem unsterblichen dichterischen Werke sind tatsächlich sehr wenig. Stünde es um die Resultate sämtlicher pädagogischer Bestrebungen unsererseits derart schütter, so müßte man darob fast verzweifeln. Trotz dem fragwürdigen Ergebnis bin ich aber durchaus in der Lage, mich in die Seele des spanischen Infanten einzufühlen, der voller Wehmut Abschied nahm von der Sommerresidenz, in welcher ein leichter Ton herrschte als an dem förmlich-steifen Hofe in Madrid. Auch ich bin leicht melancholisch gestimmt, jetzt, da es darum geht, den herrlichen Sommer, den wir erleben durften, als der Vergangenheit zugehörig zu betrachten. Wieviel heiterer lebt es sich doch unter einem wolkenlos blauen Himmel! Welche Wonne, in den lauen Nächten unter dem sternbesäten Firmament im Freien ohne wollene Jacke zu bummeln oder müßig zu den Gestirnen emporzuträumen. Vielleicht regt sich in dieser Atmosphäre der Gelöstheit, der momentanen Sorglosigkeit eine längst verschüttet geglaubte romantische Ader und veranlaßt uns, beim Anblick des uns mit silbernem Scheine überglühenden Vollmondes trotz der von den Russen abgeschossenen Mondrakete nach einem kaum gelesenen, verstaubten Gedichtband zu greifen und uns an den Versen eines Goethe, eines Eichendorff und Mörike zu erlaben. «Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelganz, lösest endlich auch einmal meine Seele ganz», singt Goethe in seinem Liede an den Mond. Nur scheinen meine poetischen Anwandlungen und diejenigen meines Teuren nie zur gleichen Zeit stattzufinden. Neige ich zur inneren Ergriffenheit, so gähnt er bestimmt ganz fürchterlich und schnappt nach dem Bettzipfel, was gräßlich ernüchternd wirkt. Wenn man verheiratet ist und Kinder hat, stößt es auf Schwierigkeiten, sich der Poesie ungestört zu widmen. Jemand hat im Augenblick, in dem man

sich in die höheren Gefilde zu begeben wünscht, entweder Hunger oder ein Knopf ist ab, und würde man ihn, bitte, grad sofort annähen. Dermaßen von prosaischen, den alltäglichen Erfordernissen verhafteten Gestalten umgeben, ist es alles andere als einfach, sich vom trivialen Geschehen der Stunde zu distanzieren. Indessen gelingt es nächtlicherweile doch ein ungrades Mal, umduftet von blühenden Rosen, in eine hehrere Gedankenwelt ohne abgerissene Knöpfe zu entfleuchen.

Allerdings selbst dann nicht für lange. Lautlos und höchst pressant huschen unsere neuen Untermieter, ein paar Mäuslein, unter den Steinplatten hervor. Wie der Blitz eilen sie zuerst unter den Fliederstrauch, um von da unter den stattlichen Blättern der Bergenien zu verschwinden. Obgleich ich nicht zu den Frauen gehöre, die wegen einer Maus Zustände bekommen, will mir die Chose doch nicht gefallen. So putzige, herzige Tierlein die Mäuse auch sein mögen, solange sie ihr Dasein im Freien fristen – in der Wohnung gedenke ich sie nicht zu dulden. Es geschah am hellheiteren Tage, daß mich ihr lautes und munteres Pfeifen vom Jäten aufschreckte. Das Immergrün am Hange bewegte sich, und trotz der großen Fluchtdistanz der Feldmäuse gelang es mir, mich ihnen fast auf Nasenlänge zu nähern. Helle Mausbüchlein tauchten sekundenlang zwischen den grünen Ranken auf, und ich vermute stark, daß sie in ein intensives Liebesspiel verstrickt waren: Noch mehr Mäuse folglich. Guet Nacht! Den von mir gestreuten Giftweizen haben sie liegen lassen. Möglicherweise sind moderne Mäuse schon so gewitzigt, daß sie auf solche Mätzchen nicht mehr hereinfallen, wie auch moderne Katzen nicht mehr fähig zu sein scheinen, Mäuse zu fangen. Die weiße Katze, die uns fleißig besucht, hat total versagt und mich sehr enttäuscht. Dabei hat ihre Herrin, eine Genossenschaftlerin, sie während ihrer vierwöchigen Ferienabwesenheit aus dem Hause ausgesperrt, und nicht einmal diese Roßkur hat sie dazu veranlaßt, unseren Mäusen den Garau zu machen. Der Pappeli redet nun vom Ankauf einer Mausfalle und hat sich dahin geäußert, die rapide technische Entwicklung sei an den Mausfallen spurlos vorübergegangen. Sie sähen immer noch so aus wie in seiner Knabenzeit. Erstanden hat er jedoch noch keine, und die Mäuse pfeifen des Nachts fröhlich weiter um unsere Heimstätte. Als weitere Mitbewohnerin vermeldete ich eine Spinne, die ein äußerst kunstvolles Netz unter dem Dache gesponnen und es mit langen, langen Fäden am Fliederstrauche befestigt hat.

Unsere Amselmadam, die im Frühling auf dem Fensterladen ihre Jungen ausgebrütet hat, läßt ein wachsames Auge über unserem Tun und Lassen walten. Beim «Gartnen» folgt sie meinem Gatten in einem angemessenen Abstand und schaut ihm aufmerksam zu. Ihre Kontrolltätigkeit geht ihrem Ende entgegen; denn bald einmal gibt es nichts mehr zu überwachen. Türen und Fenster werden geschlossen. Die Familie verkriecht sich in ihr Schneckenhaus an die Wärme. Vorüber die Zeit, da man über den Gartenzaun tampete und dem Nachbarn beim Zubereiten der Bratwürste auf dem Gartengrill zuschaut. Wann dieselben endlich gar wurden, könnte ich noch heute nicht sagen; denn ich verzog mich jeweils vorher zu Bett.

Barbara